



Einhardpreis

2005

Irène Heidelberger-Leonard



Die Preisträgerin:
Irène Heidelberger-Leonard

Laudatio:
Christoph Meckel

Irène Heidelberger-Leonard

Dankrede

Über „Zwang und Unmöglichkeit“ Jean Améry's Biographin zu sein

Sehr geehrte Damen und Herren,

sehr geehrter Herr Neubauer, lieber Christoph Meckel.

Begrüßen möchte ich auch Thomas Weck, meinen Lektor vom Klett-Cotta Verlag

„Niemand“, so leitet Einhard seinen Prolog zur Karlsvita ein, „kann so wahr und treu wie ich das aufzeichnen, was ich selbst miterlebte, was ich mit eigenen Augen sah.“ Wie sehr ich den Biographen Einhard um seine emphatische Selbstgewissheit beneide! Ich habe nicht selbst miterlebt, was Améry erlebte, habe nicht mit eigenen Augen gesehen, was er sah. Steht eine Hochstaplerin vor Ihnen, eine Usurpatorin von fremdem Leben?

Und doch bilde ich mir ein, daß ich auf Grund meines eigenen gestückelten Lebens, nicht zuletzt hat es sich auch über die Katastrophe der Hitler-Diktatur konstituiert, die notwendigen Sensorien entwickelt habe, diesem geradezu gewaltsam zerhackten Leben nachzuspüren. Schroffste Brüche liegen zwischen dem tumben Waldgänger Hans Mayer und dem dezidierten Verfechter der cartesianischen *clarté* Jean Améry, Brüche zumal, zu denen selbst die einfühlsamste Biographin keinen Zugang haben kann. Von diesem Zerbrechen darf nur Jean Améry selber Kunde geben. Und er gibt Kunde, in seiner Autobiographie. Sie allein bürge für Authentizität, höre ich sagen. Erübrigt sich da nicht die Biographie?

UNMÖGLICHKEIT

Von der Unmöglichkeit zuerst. Summierte man die drei Bücher jenseits von *Schuld und Sühne*, *Über das Altern* und *Unmeisterliche Wanderjahre*, ergäbe sich „so etwas wie ein essayistisch-autobiographischer Roman“, stellt Améry seine Trilogie vor, mit der er zwischen 1964 und 1971 die Bundesrepublik eroberte. Améry's Autobiographie setzt da an, wo sie hätte enden können – in Auschwitz nämlich. Das Ende wird dem Selbsterzähler zum Anfang.

Sucht man nach dem traditionellen Genre, greift man besser zu den *Unmeisterlichen Wanderjahren*, in denen er tatsächlich chronologisch vorgeht, sein bis dahin gelebtes Leben, wie er schreibt, „nach dem Gesetz des persönlichen Bekenntnisses“ entfaltet: Ausgeleuchtet wird Améry's Teilhabe am präfaschistischen Irrationalismus der Zwischenkriegszeit, abgelöst vom Neopositivismus der späten Vorkriegsjahre. Es folgt die ekstatische Begegnung mit Jean-Paul Sartres Existentialismus nach 1945, die neomarxistische Welle und das Verwerfen der strukturalistischen Tendenzwende in seiner Wahlheimat Paris. Allein die Inhaltsangabe der *Un-*

meisterlichen Wanderjahre, - „*Frühe Weigerung*“, „*Die scheinbaren Scheinfragen*“, „*Debakel*“, „*Existenzsorgen*“, „*Strukturen*“ – läßt erkennen, daß Amérys gelebtes Leben Synonym ist für ein erdachtes, für ein Leben im Geiste. Aber neben dem Erkenntnisdrang steht bei Améry auch der Wille, das eigene Ich zu verbergen. Mit der herkömmlichen Machart ist es also auch hier nicht weit her: Inszenierungen eines Selbst passieren auf seiner Denkbühne Revue, Fiktionen eines Ich im Kreuzfeuer von Geschichte und Philosophie. Sie sind literarischer Widerhall von existentiell Erfahrenem, Lebensbeschreibung. Von einer Lebensbeschreibung, bemüht das Außen im Innen, das Innen im Außen zu spiegeln, kann keine Rede sein. Die *Unmeisterlichen Wanderjahre* sind auch kein Roman, eher handelt es sich um ein Schauspiel, eine furiose Verkettung von miteinander konkurrierenden Szenen, ein Denkdrama mit letalem Ausgang.

Welche Aufgabe stellt sich da der Biographin? Sicherlich nicht, Améry beserwischerisch auf die Schliche zu kommen. Wohl aber obliegt ihr, wie eine Detektivin strukturierende Sequenzen, ein Netzwerk von Korrespondenzen herzustellen, um zwischen Amérys Wunsch- und Angstdenken, der wahren Dichtung und der dichterischen Wahrheit unterscheiden zu können. Die Biographin als neuartiger Webmaster. Amérys Stilisierungen erweisen sich dann nicht als Anmaßung oder gar Fälschung, im Gegenteil, sie enthüllen sich als lebensnotwendige Schreibstrategie.

So veranschaulichen alle Schriften Amérys in immer neuen Anläufen – streng genommen ist sein ganzes Werk eine einzige Autobiographie, dazu ge-

hört auch der noch unveröffentlichte Jugendroman *Die Schiffbrüchigen, Lefeu oder der Abbruch, Hand an sich legen, Charles Bovary* und das Novellenprojekt *Unterwegs nach Oudenaarde* -, wie sehr sich Brüche und Kontinuitäten bei ihm bedingen. Zusammen belegen sie die Entschlossenheit des Autors, sich über die ihm aufgezwungenen historischen Brüche, in die Kontinuität einer selbstgewählten literarischen Existenz hinüberzuretten. Nur so war Überleben machbar. Denn die eigentliche Welt von Améry ist seine Vorstellung: Améry tritt an unter dem Zeichen der Literatur. Engführung von Leben und Werk, sie kommunizieren in einem unendlichen Dialog, der keine Hierarchie kennt. Schwer zu sagen, ob das Leben das Werk oder das Werk das Leben bestimmt. Fest steht, dass Amérys Leben auch Nachahmung seines Werkes ist mit anderen Mitteln.

Bio-Graphie wörtlich: Leben schreiben, heißt Leben konstruieren, die Differenz offen halten zwischen erzähltem und gelebtem Leben. Dies erahnt zu haben, daß Amérys Leben davor und danach letztlich unter dem Gesetz der ästhetischen Repräsentation steht, müßte die Arbeit der Biographin möglich machen.

Unmöglich wird sie allerdings, wo es um die genauen Inhalte, um die „Designatoren“ von Amérys Leben geht. Selbst die Rechtschreibung seines Eigennamens, für Bourdieu der Träger, „der Zugang zur sozialen Existenz markiert“, ist alles andere als gesichert. Wo und vor allen wie Hans Mayer als juristische Person verzeichnet ist, ob mit ‚i‘ oder ‚y‘, mit oder ohne ‚e‘, erleichtert nicht die Recherche. Aber von dieser Idiosynkrasie abgesehen, ist die Quellenlage im vor-

sortierten Nachlaß nicht gerade üppig. Direkte Zeugnisse zum familiären Umfeld und zur Geburt fehlen gänzlich. Der Vater findet zwar Erwähnung, aber nur als Toter. Und die alleinerziehende Mutter, die mit „zerstreuter Affenliebe“, so Améry, an ihm gegangen hat, wird nur auf ihre negative Rolle reduziert. Ist sie der Ursprung für sein fragiles Selbstbewußtsein? Als Zitat geistert sie durch Amérys Selbstaussagen mit ihrem für den heranwachsenden Sohn wenig aufbauendem Refrain: „Aus Dir wird nichts“. Eine Prognose, von der Améry sich immer wieder abgestoßen zu haben scheint, mal im Widerspruch, meist im Einverständnis mit ihr. Sie war ihm lebenslanger Maßstab, jedes Gelingen trotzte er ihr ab, jedes Scheitern war ihm nur Bestätigung eines ohnehin schon feststehenden Ergebnisses.

Welche Freude, als ich unverhofft auf das 21-seitige Manuskript stieß, 1957 verfaßt, wo der damalige Publizist Jean Améry sich entgegen aller rhetorischen Bekundungen offenkundig schon für bedeutend genug hielt, sich an eine - diesmal nicht romanhafte - Autobiographie zu machen. Hier besinnt er sich, nicht ohne Selbstironie, auf seine bodenständige Schulzeit in der Bad Ischler Dorfydlle. Aber auch sie ist Skizze nur, die mit dem Schulabbruch im Jahre 1925 jäh abreißt. Immerhin, sie dokumentiert - ganz wie die Schulzeugnisse - die Kindheit, genaugenommen die Zeit vom 6. bis zum 13. Lebensjahr. Dann wieder ein großes Loch. Hier hilft das Wiener Einwohnermeldeamt weiter: Die dort verzeichneten Umzüge führen zu einem dürftigen Gerüst aus Daten, Berufsbezeichnungen und Wohnorten, das sich mit Belegen aus der israelitischen

Kultusgemeinde und der Wiener Volkshochschule in der Zirkusgasse kombinieren läßt, um den weiteren Stationen Atem einzuflößen. Aber dann, um nur eine Lücke zu benennen, was hat es mit dem Partisanen Améry aus dem Wiener Februaraufstand von 1934 auf sich? Darf man seiner Selbstdarstellung so ohne weiteres trauen? War er wirklich so unbedarft, wie er sich schildert, oder ist hier der Beginn seiner politischen Sozialisation anzusetzen?

Die Biographin weigert sich, die Lücken zu überspielen, sie weigert sich, sich den Blick von Linearität geschweige denn Teleologie verstellen zu lassen. Die Biographin ist keine allwissende Erzählerin.

Aus dem Vollen kann sie schöpfen bei den ersten literarischen Zeugnissen, mit Amérys Herausgeberschaft der *Brücke* in den frühen dreißiger Jahren und dem ersten Roman des Zweiundzwanzigjährigen aus derselben Zeit, den *Schiffbrüchigen*. Er ist es, der sein dichterisches Selbstverständnis bis zum Freitod prägt. Die hunderte und hunderte von Briefen, vor allem die dreißigjährige Korrespondenz mit dem Jugendfreund Ernst Mayer, die spätere mit Helmut Heißenbüttel, Horst Krüger, Hans Paeschke, sie sind es, die - wenn auch aus dem Rückblick - ein wenig Licht werfen auf die eine oder andere Lebensstation. In Wahrheit sind es primär die Werke, die dem Biographen auf die Sprünge helfen. Das Werk wird ausgedeutet als Schlüssel zum Leben.

Aber auch die Lebensstation, auf die es vor allen anderen ankommt, auf die Folterungsstätte Breendonk, auf den berüchtigten Ort A., scheint zunächst kein

Dokument Licht zu werfen. Anders ausgedrückt: Das Zentrum von Jean Améry, das, was sein Weltvertrauen für immer vernichtet, die 642 Tage im Lager, darüber weiß die Biographin nichts zu sagen. Nähme sie es sich heraus, Amérys Auschwitz zu erzählen, es wäre ein Akt der Hybris. Kontaktsperre. Es spricht alles dagegen.

Z W A N G

Es spricht aber auch alles dafür, solange die Biographin eben bei dieser Unmöglichkeit ansetzt, sie mußte ihr Ausgangspunkt sein. Denn diese Unmöglichkeit ist nicht Sache der Biographin, sie zu bewältigen ist Sache des Biographierten. Kein anderer als Jean Améry ist befugt, diese Leerstelle zu füllen. Und daß er sie füllen kann mit einer hautnahen Schrift, die er schon 1944 als Schreiber in Auschwitz-Monowitz verfaßte, grenzt an nichts weniger als an ein Wunder. Auch zur Tortur gibt es schon 1945 eine Überlieferung, diesmal in fiktionaler Form, in der ein alter ego das Folterverhör geradezu gemächlich nacherzählt. Zwanzig Jahre später, im kanonischen Essay von 1965, wird das Ereignis nicht mehr simuliert wie in der fiktionalen Variante, die Reflektion mutiert selber zum Ereignis: das Verhör zwischen Folterknecht und Opfer der ersten Fassung verwandelt sich in der späteren zum Verhör des Opfers mit sich selbst.

So hat der heutige Leser durch Amérys dreifach gespiegeltes Zeugnis Tuchfühlung nicht allein mit dem Geschehen, sondern mit dem Prozeß seiner quälenden Erinnerungsarbeit. Mir ist kein anderer Fall bekannt, wo das Lager-Opfer so minutiös die Urszenen seines Gedächtnisses über ein Vierteljahrhundert

hindurch registriert, Praxis und Theorie seiner Leiderfahrung selber mitliefert.

Es spricht also nicht nur alles dafür, es gibt gar einen Zwang, Jean Amérys Biographin zu sein, denn die Biographin hält fest und vermittelt. Mit ihr sollte der Biographierte die Individualität zurückgewinnen, die ihm die Nazis abgesprochen hatten. Nicht das Typische galt es mir herauszuarbeiten, sondern das Besondere, die Einmaligkeit. Allein die individuelle Differenz zu anderen Übriggebliebenen macht ihn wieder lebendig.

Einige Worte zum persönlichen Zwang: Meine erste Lektüre von *Jenseits von Schuld und Sühne* bleibt mir unvergessen, vor allem da, wo es um sein Selbstverständnis als atheistischer Jude geht. Es war, wie man sagt, um mich geschehen. „Wer Biograph wird“, warnt Freud, „verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses“.

Nein, mein Held in blinder Verehrung ist er nicht geworden, seine Fehler erkenne ich, wenn auch nie ohne Anteilnahme, auf meine Solidarität ist Verlaß. Im Rausch der ersten Identifikation konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, woher er das, was doch auch mich schon seit Jahren umtrieb und ich nicht zu formulieren wagte, von mir wußte. Amérys Erkundung deckte sich mit Selbsterkundung. Er zog mich auf immer in den Bann seiner Radikalität. Seine Definition des säkularen Juden als Nicht-Juden wurde mir zur Voraussetzung nicht nur seines Œuvres, sondern auch meines eigenen Lebens.

VERMÄCHTNIS

Und warum darf er der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden? Was ist Jean Améry's Vermächtnis? Der grassierenden Poetik des Schweigens entgegnet er mit seiner Poetik des Sagens; Fremdbestimmung verwandelt er in Selbstbestimmung; die Zwangsläufigkeit seiner Epoche fordert er heraus mit seinem antizyklischen Denken, Fühlen und Schreiben durch die Freiheit des Subjekts. Er dachte für die Zeit und weit über seine Zeit hinaus. Die Zukunft erinnert er aus dem Wissen um das Vergangene.

Als Virtuose des Subjekts hat Jean Améry bewiesen, daß Schicksal nicht nur erlitten, sondern gemacht wird. Er wollte, um mit dem wahlverwandten Imre Kertész zu sprechen, kein „Schicksalloser“ bleiben. Seine Ästhetik ist eine Ästhetik des Widerstands. Das Wechselspiel zwischen Ich in der Geschichte und Geschichte im Ich sind die Grundlagen seiner Kreativität.

Mit Améry hält eine neue Ethik Einzug. Améry war allem Anschein zum Trotz ein Sieger, kein Besiegter. Der Überwältigte stirbt als Bewältiger. Das Gegebene war ihm von früh auf nur Provokation zur Revolte: Mit der Änderung seines Namens fängt es an, mit der Zurücknahme seines Lebens hört es auf. Was wir von ihm lernen können? Sein Trost ist nicht der Trost der Beschwichtigung, sondern der Trost, daß „dem Menschen, die Wahrheit zumutbar“ ist (Ingeborg Bachmann). Der Trost seines Denkens liegt im Denken selber.

„Rede vom Gedicht“ heißt es bei Christoph Meckel, das ich mir erlaube, auszugsweise zu zitieren; es hätte auch heißen können ‚die Rede von Améry's Vermächtnis‘:

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Schönheit gepflegt wird.

Hier ist die Rede vom Salz, das brennt in den Wunden.

Hier ist die Rede vom Tod, von vergifteten Sprachen.

Von Vaterländern, die eisernen Schuhen gleichen.

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Wahrheit verziert wird.

Hier ist die Rede vom Blut, das fließt aus den Wunden.

Vom Elend, vom Elend, vom Elend des Traums.

Von Verwüstung und Auswurf, von klapprigen Utopien.

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo der Schmerz verheilt wird.

Hier ist die Rede von Zorn und Täuschung und Hunger

(die Stadien der Sättigung werden hier nicht besungen).

Hier ist die Rede von Fressen, Gefressenwerden

von Mühsal und Zweifel, hier ist die Chronik der Leiden.

das Gedicht ist nicht der Ort, wo das Sterben begütigt

wo der Hunger gestillt, wo die Hoffnung verklärt wird.

Das Gedicht ist der Ort der zu Tode verwundeten Wahrheit.

(...)

Jean Améry's ‚zu Tode verwundete Wahrheiten‘ haben Epoche gemacht. Mit der Ehre, die Sie ihm und mir heute erweisen, verehrte Juroren, indem Sie die Biographie mit dem Einhard-Preis krönen, wird er, dessen bin ich mir gewiß, wieder Epoche machen.

Ich danke Ihnen.

Für Irène Heidelberger-Leonard und ihre Biografie: Jean Améry / Revolte in der Resignation

Christoph Meckel / Laudatio

Seligenstadt, 19. März 2005

Kann der Schreibende einen Menschen durch Sprache erfassen. Es kommt auf den einen und auf den anderen an. Heute weiß ich, daß es keine größere Herausforderung gibt, als den ganzen Menschen durch Sprache erfassen zu wollen, einen einzelnen Menschen ganz erfassen zu wollen. Ich hatte ein Buch veröffentlicht mit dem Titel *Suchbild*. Der Untertitel lautete *Über meinen Vater*. Als ich den Titel veröffentlicht vor mir sah, wußte ich, daß das Wort ÜBER falsch war. Im Augenblick wurde mir klar, daß ich nicht ÜBER meinen Vater geschrieben hatte. Aber was hatte ich gemacht, und durch welches Wort war das Wort ÜBER zu ersetzen. Das Buch *De l'amour* von Stendal wurde mehrere Male ins Deutsche übersetzt. Die Übersetzung lautete zweimal *Über die Liebe* und einmal richtig *Von der Liebe*. Es gibt das schöne, heute nicht mehr gebrauchte Wort HANDELN. Der Essay handelt von etwas. Irène Heidelberger hat eine Biographie gemacht, die von einem Menschen handelt, der Jean Améry war. Die Biographie verhandelt das Werk, den Fall und diesen einen Menschen. Da der Biograph nicht weniger sucht als den ganzen Menschen (und vielleicht nur Umrisse, Schlagschatten, Daten zu fassen bekommt, eine ungewisse Summe von Einzelheiten zu Bild oder Abbild zusammenstellt, deren schwächste die Anekdote wäre), wird er den ganzen Menschen zu schreiben versuchen, weniger als ein Ganzes kann es nicht sein. In der Bildenden Kunst

gelten andere Voraussetzungen. Otto Dix, bedeutender Portraitist zwischen den Weltkriegen, hatte gesagt: Ich will den Menschen gar nicht kennen, den ich male. Seine Erscheinung genügt, in ihr ist alles enthalten, ihr kann ich alles entnehmen. Der Maler hat ein Modell, der Schreibende hat kein Modell. Der Mensch, den er schreibt, hält nicht still. Ein Mensch bleibt, nachdem seine Biographie geschrieben, eine Darstellung von ihm abgeschlossen wurde, derselbe wie vorher. Er bleibt so widersprüchlich, verschattet und abgründig, wie er war, bevor die Biographie es mit ihm und seiner Sache aufnahm.

Diskretion ist eine Voraussetzung, das Tatsächliche einer Person, die öffentlich wurde, und ihre Verborgenheiten zugänglich zu machen und nicht zu denunzieren. Die Frage nach Diskretion und Indiskretion ist notwendig, wenn es sich um einen Menschen handelt, dessen Leben, Tod und Werk in die Gegenwart hinaufreichen. Das ist bei Jean Améry der Fall. Ich war einmal mit ihm im Raum, wurde ihm vorgestellt (Jean Améry war, einmal nur, mit seinem Halbbruder Jean Paul Sartre im Raum, und „Bonjour Monsieur“ war alles, was sie teilten). Seine Erscheinung blieb vor mir stehen, dieses Gesicht ist eine Herausforderung, was hätte Otto Dix daraus gemacht, und wichtiger als Rede und Höflichkeit ist der Eindruck, der eine Person zum Menschen macht und zu einer Gewißheit für den anderen. Diskretion kann ein Zuwenig an notwendiger Auskunft, Indis-

ktion ein fatales Zuviel davon sein. In dieser Biographie ist keine Auskunft zu wenig und keine zuviel. Die Biographin weiß Bescheid. Sie weiß, was sie hätte mitteilen können, von Jean Améry und von sich selbst, und sie weiß, was sie mitgeteilt hat. Die Frage steht zwischen Zuviel und Zuwenig still. Sie braucht keine Antwort.

In der Literatur kann es keine Komplimente geben. Es ist deshalb schön, Irène Heidelberger zu sagen, und dies auch noch öffentlich, daß für mich, wie vermutlich für viele, der Ton ihrer Schrift und ihre Clarté eine Genugtuung sind. Sie hat ihre persönlichen Konflikte und Dispute (es muß sie gegeben haben) um das Werk, den Fall und Jean Améry selbst nicht in den Text gebracht. Er ist rational vollkommen gefestigt, gefestigt von einer gleichbleibend hellen Energie, die spätestens während des Schreibens gewonnen wurde.

Biographen können Schlupfwespen-techniker sein, das wäre in diesem Fall nicht entschieden genug. Sie hat sich auf den ganzen Améry eingelassen. Das gemeinsame Magnetfeld ist ihr Judentum, voneinander weit verschieden, gemeinsam in der Erfahrung von Ortlosigkeit, des Woandersseins, die beide später nach Brüssel führte, und in vielem mehr. Sie hat Jean Améry nicht gekannt. Sie ist seine Anwältin, und, wo es notwendig ist, seine Kritikerin, sie hat ihn und seine Sache zu ihrer Arbeit gemacht, sie gibt dem Geschundenen, von sich selbst Geplagten seine Gerechtigkeit zurück. Gerechtigkeit kann korrekt und kalt sein, diese ist es nicht, sie ist umfassend.

Ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod erscheint Jean Améry beinahe noch als

Zeitgenosse. Daß die Biographie in seiner Sprache, der deutschen, geschrieben wurde, hat eine Bedeutung. Der Gleichklang der Begriffe, der Wörter und ihres Echoraums ist eine Chance für ihn, für sie, für den Leser. Diese Chance scheint nicht beweisbar, schwebt aber durch Text und Zitat und belebt sie. Das wäre nicht der Fall, wenn die Biographie aus dem Russischen oder Französischen übersetzt worden wäre.

Die Biographie, Jean Amérys Identitäten folgend, ist eine Fundamentschrift aus Bericht, Exkurs, Referat, Variation und Erzählung. Die Exkurse handeln von Konfrontationen Jean Amérys mit Verbündeten und Gegnern, und immer wieder von Jean Paul Sartre, dem geistigen Chef der neuen Generation und des Existentialismus, und dem Überlehrer Jean Amérys, an dem er sich lange festhielt. Ein Exkurs gilt Hannah Arendt und ihrem Postulat, jeder kennt es, von der *Banalität des Bösen*. Jean Améry widerspricht. „Das Böse war nicht banal. Sie waren stumpfe Bürokraten der Tortur, das sah ich in ihren ernsten, angespannten, in mörderischer Selbstrealisierung gesammelten Gesichtern. Mit ganzer Seele waren sie bei der Sache, und die hieß Macht, Herrschaft über Geist und Fleisch.“

Eine erschreckende, für mich obszöne Konstellation ergibt sich im Jahr 1977, als Jean Améry mit dem früheren NS-Minister Albert Speer an einem öffentlichen Tisch sitzt. Der früher mal Angestellte, angetöteter Zwangsarbeiter in Speers Rüstungsbetrieb KZ Dora-Mittelbau, soll mit seinem früheren Chef diskutieren. Bevor Albert Speer das Wort ergreift, um wie üblich seine Un-

schuld zu beteuern, verläßt Jean Améry den Saal. Irene Heidelberger schreibt: „Speers öffentliche Einkehr, die keine war, wäre ohnehin schwer erträglich gewesen, weil er an seiner Unschuld festhält. Seine fachliche Arbeit sei durch und durch unpolitisch gewesen, behauptet er, er habe nie *Mein Kampf* gelesen, er habe auch von der Wannseekonferenz nichts gewußt, geschweige denn von der Ausführung ihrer Beschlüsse. Und so bleibt alles beim alten: Auf der Anklagebank sitzt nicht Speer, sondern Améry, eine Bestätigung, auf die er gern verzichtet hätte.“

Der für mich erschütternde Exkurs referiert die im Leben nach Auschwitz sich hinziehende Kontroverse Primo Levy und Jean Améry. Die Biographin nennt sie „Die fremden Freunde“. Beide gaben sich selbst den Tod. Der Ahnungslose, also auch ich, wollte gern glauben, daß zwei Menschen, die zur Vernichtung bestimmt waren, in Monowitz arbeiteten – Außenlager von Auschwitz-Birkenau –, die Entwürdigung teilten, sich persönlich begegneten, nun aufeinander zugehen und Verbündete sind. Das war nicht der Fall. Primo Levy will begreifen, wer die Deutschen sind, was das Dritte Reich war und was im KZ geschah. Er bezeichnet das Lager als „Universität“. Er stellt sich für Jean Améry zu versöhnlich dar, ein Verzeihender. Er schreckt vor der Radikalität des anderen zurück, der daran festhält, daß Tortur den Geist vernichtete und vom Menschen nichts übrig ließ. Ihre Erinnerungen stimmen überein, die Erfahrungen trennen sie, und jeder hütet das eigene Entsetzen wie einen Gral. „Halbverbündete auf der Geschlagenenseite“, eine Zeile von Paul Celan.

Ein Exkurs gilt der Verbundenheit von Helmut Heißenbüttel und Jean Améry. Der eine ist ein nicht bekannter, aber produktiver und vielseitiger Publizist, der andere ein Lyriker der Moderne und Redakteur am Stuttgarter Rundfunk. Er verfügt über Sendezeiten und Honorare. Jean Améry erhält die Chance, die er sucht: fortgesetzt für den Rundfunk zu schreiben. Ihre Bekanntschaft beginnt im Februar 1964. Mit diesem Datum beginnt die vielleicht beste Arbeits- und Lebenszeit des Gequälten, vom immerwährenden Exil Verletzten. Sie dauert sieben oder acht Jahre und ermöglicht die Trilogie seiner großen Essays. Es sind die Titel, die jeder kennt: *Jenseits von Schuld und Sühne*, *Über das Altern* und *Unmeisterliche Wanderjahre*, später kommt *Hand an sich legen, Diskurs über den Freitod* hinzu. Es sind die Kompendien, die jeder las, der überhaupt etwas wissen wollte, sich einzulassen bereit war auf radikale Korrektur vermeintlicher Bewältigung von Vergangenheit. Die Essays stellten deutlicher und härter Kahlschlag dar, Kahlschlag-Programm der Nachkriegszeit, griffen tief in den seelischen und intellektuellen Haushalt der Westdeutschen ein, befreiten Unzählige von Verdrängung, Ratlosigkeit und falschem Rechthaben eines Verschontseins. Es war die Zeit nach dem Auschwitzprozeß. Der Schriftsteller Jean Améry geriet über Nacht in die Brennpunkte der Auseinandersetzung und des Ausmistens. Durch seine Schriften, seine Stimme in den Medien wurden die persönlichen und öffentlichen Verhältnisse der Deutschen mitgeprägt, das heißt verändert. Irene Heidelberger schreibt: „Lebensgeschichte ist für Améry zu jeder Zeit Geistesgeschichte. Und dieser Geist klinkt sich in Auschwitz

aus, dankt ab, verabschiedet sich“. Die von den Deutschen hochgeachteten Geist und Bildung gehen kaputt. (Ich erinnere mich an Debatten, die nichts anderes waren als gefräßig nachempfindende Inbesitznahme des Entsetzens ohne Konsequenz für die Betroffenen.) Jean Améry's radikale Untröstlichkeit muß für die Deutschen mehrerer Generationen Schock und Befreiung gewesen sein. Mit seinen Essays hat er ihnen ein Geschenk gemacht. Die nicht danach fragten, was Judentum, Judenheit und das Judesein des Einzelnen, noch das Leben aller anderen Getöteten war, die nicht wissen wollten, wer da von Deutschen umgebracht wurde, konnten sich konfrontieren mit einer Auskunft, aus der alles zu erfahren war, was sie aus sich selbst nicht wissen wollten, aus sich selbst nicht hätten auf sich nehmen können.

In der Geistesgeschichte des „Ewigen Deutschen“ (ein Thema von Jean Améry) hat Untröstlichkeit wenig Raum, wenig Sprache, noch weniger Gefolgschaft. Trost war Bedürfnis und Anspruch derer, die bürgerlich verfestigt existierten, in Lebenslügen Bequemlichkeit suchten und sich an Sicherheiten orientierten, die es gar nicht gab. Zur Tröstung waren viele Dinge gut – Heimat, Familie und Rundgesang und Kitsch und Kunst, und bis in die sechziger Jahre die Natur, sie schien unerschöpflich und wurde verklärt. Trost, der ganze Kollektive erfaßt, ist ein furchterregender Ausdruck von Stillstand. Er trennt von der Möglichkeit des Erkennens, von kritischer Wahrnehmung politischer Realität, der menschenmöglichen Erfahrung von Angst, Isolation, zerstörtem Traum. Der falsche Trost bewegt sich im Ungefährnen, gibt

sich Nationalseligkeiten hin, verpufft als Krachlaut an Sylvester. „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall“ – das ist die erste Zeile des einzigen Gedichts, das Grimmelshausen schrieb, vor 350 Jahren. Dieser Klang von Trost ist rein und kann nicht mißbraucht werden.

Beim Erscheinen eines exemplarischen Buches kann man fragen, ob es zu früh, zu spät oder zum richtigen Zeitpunkt da ist. Die Frage betrifft Werkausgabe und Biographie. Die Werkausgabe Jean Améry's in neun Bänden kommt nicht zu spät, gewiß nicht zu früh, und ist notwendig. Für die Biographie, scheint mir, ist es höchste Zeit. Ich hörte: Das Interesse der jungen Leser gilt der Publizistik Jean Améry's, seinen Zeitanalysen, es gilt dem Philosophen, vielleicht dem Literaten, aber kaum noch dem Juden, und sehr viel weniger der Schoah. Sollte das zutreffen, hätte bereits begonnen, was mit allen Klassikern geschieht: Es beginnt die Erosion des Zusammenhangs, das Auseinanderfallen in Bestandteile, in bevorzugte einzelne Aspekte. Beträfe dies Jean Améry's Judentum, bliebe er mit seinem Werk zurück als Bruchstück, nicht zu erkennen. Junge Leute holen sich, was sie brauchen. Es ist also höchste Zeit, daß diese Biographie, die einmal für immer den Zusammenhang herstellt, vorhanden ist. „Die Chance meines Gedichts ist sein Vorhandensein“, sagte Paul Celan. Die Chance dieser Biographie ist ihr Vorhandensein. Hinzu kommt: Die Biographie fehlte, sie war seit langem notwendig und ist jetzt da. Sie ist Panorama und Inventur. Sie besitzt die widerständige Schärfe einer Gravur. Ihre Genauigkeit ist graphischer Art, in ihr ist nichts hingetuschelt, nichts ausgemalt, nichts bleibt impressiv. Daß

hier nichts begründet wird durch Ideologie, von pädagogischer Absicht nichts vorgeschrieben, ist von größtem Wert. Die Tonart der Sprache stimmt. Vielleicht aus diesem Grund fühlt der Leser sich frei.

Sich frei zu fühlen in dieser Biographie ist nicht selbstverständlich. „Das Erlebnis der Verfolgung“, schreibt Jean Améry, „war im letzten Grunde das einer äußersten Einsamkeit. Um die Erlösung aus dem noch immer andauernden Verlassensein von damals geht es mir.“ Das sind erschütternd bescheidene Sätze, denn es handelt sich um die organisierte Abschaffung des Menschen, das weiß heute jeder, um die Vernichtung seiner Selbstähnlichkeit, die totale Vergiftung seines Lebensgefühls. Zerstörtes Lebensgefühl kann durch nichts ersetzt werden, so las ich viele Teile der großen Essays. „Wer gefoltert wurde“, schreibt Jean Améry, „bleibt gefoltert. Ich baumle noch immer, zweiundzwanzig Jahre danach, an ausgestreckten Armen über dem Boden.“

Wahre Sprache ist selten. Man soll sich nichts vormachen: Sprache, deren Tonart wahr und also wirklich ist und aus diesem Grund überliefert wird, ist nicht einfach zu haben. Sie kostet den etwas, der sie macht, die Biographin weiß das aus sich selbst. Nicht wenige haben sie mit dem Leben bezahlt. Jean Améry hat die Kosten ein Leben lang entrichten müssen, ohne am Anfang zu wissen, ob er die Sprache haben werde, sich selbst neu zu erschaffen. Der Mensch ist nur das, was er aus sich macht – Ich bin verantwortlich für mich selbst – Aus mir kann noch alles werden – diese Sätze laut zu sagen, und einfach zu sagen, war ihm erst möglich, nachdem er in Jean

Paul Sartre seinen Meister sah, dem er Denken und Lebenkönnen zu verdanken glaubte.

Die langsame, schmerzhaft, zugleich drängende Verwandlung (ein Paradox, zutreffend auf Jean Améry) vom Opfersein zur Zeugenschaft und weit hinaus in den Satz: „Die Zukunft ist die wesentliche Dimension der Existenz des Menschen“ – das ist die Strecke, die für den Ahnungslosen nicht zu ermessen ist. Sie wird nicht abgeschritten und nicht besichtigt. Irène Heidelberger hat diese Strecke mit millimetertastenden Schritten ausgemessen und für den Ahnungslosen erkennbar gemacht. Jean Améry schreibt: „Eine Generation steigt herauf, die nichts zu verdrängen hat, die es nicht nötig haben wird, in die Wirtschaft zu flüchten. Das Wirtschaftswunder in seiner hektischen Form wird ebenso verschwinden wie die unbereinigten Reste des Dritten Reiches. In neuen Menschen und durch sie wird ein neues Deutschland werden“. Das ist eine unerwartete Stelle, ideologischer Propaganda nah. Aber für ihn notwendig zu sein schien der hohe Ton aus Übertreibung, die willentlich bestimmte Zuversicht – auch er will Glauben schenken. Sein Glaube betrifft meine Generation, ich war der Zehnjährige, von dem er an anderer Stelle spricht und um dessen Erziehung er besorgt ist. Fataleres als Erziehung kann es nicht geben. Seine Sorge war begründet. Die dreieinige Gewaltenteilung Elternhaus, Schule und Kirche, also einmal Indifferenz und zweimal Staat, verweigerten, das ist heute bekannt, jede Aufklärung. Nie wurden so viele Operetten gehört wie in den fünfziger Jahren, vor dem KZ-Film *Nacht und Nebel* wurde gewarnt. Ich kam zu

mir vermutlich durch mich selbst, mein Ausbruch ging in die Welt. ‚Welt, die Welt‘ war die Überschrift, die mir zu leben und zu atmen gab. Alles war Welt: die Sprachen, Literaturen und Religionen, die Geographie, die Künste, die Liebe, und ein vorletztes Mal die Natur. Als ich die Essays von Jean Améry las, war ich in der Welt gewesen und brachte ein Wurzelwerk an Wissen mit. Es war bescheiden, gehörte aber mir, so daß ich Antwort geben konnte. Jean Amérys Deutschlandbild, die Biographie teilt es deutlich mit, war mit Schärfe gezeichnet, aber pauschal. Von den zehn Jahre alten Kindern konnte er nichts wissen. Eine unbekannte Generation begann zu leben.

Die Biographie folgt chronologisch der Lebenslinie, sie stellt den roten Faden her. Aber die Existenz ist kein Korridor; Dasein, Leben und Überleben, Existenz und Curriculum vitae wechseln durcheinander, der Rote Faden wird nicht durchgezogen, er wird immer wieder aufgelöst und neu geknotet. Auf jeden Knoten folgt ein anderer Ansatz, Jean Améry und sein illusionsloses Universum zu fassen. Man kann das als Orangenstil bezeichnen. Die einzelnen Teile der Orange sind zur Mitte der Frucht hin geordnet, jedes Teil weist aus anderer Richtung zur Mitte hin. In der Mitte befindet sich Jean Améry und restlos alles, was ihn betrifft. Das ist eine glückliche Verfahrensweise und ist keine Technik, sie erscheint mir als umfassende des Menschenschreibens. Dazu kommt eine Eigenart, Zitate in den Text zu stellen. Es handelt sich um eine Kunst des Zitierens. Mir fällt keine andere Schrift ein, in der so viel und so überzeugend zitiert wird und so viel dem Zitat, der Aussage

Jean Amérys und derer, die ihn kannten, überlassen bleibt. Die Biographie ist ein Textbauwerk. Seine Festigkeit beruht auf dem Text der Biographin, der Souveränität ihrer Aussage und ihres Zitierens, wie auf der Entschiedenheit, mit der das eine das andere ergänzt.

Jean Amery ist schwer zu orten, Werk und Existenz sind wohl in keiner Zeit seines Lebens ganz zusammengebracht. Die Biographie hat viel zu berichten: Kindheit in der österreichischen Provinz, Wien und die Literatur und der Anschluss Österreichs, Widerstand im besetzten Belgien, Verhaftung, Deportation nach Südfrankreich, Flucht, Folter und die furchtbare Kette der Namen, es sind die Höllen des Jahrhunderts: Saint Cyprien – Gurs – Breendonk – Auschwitz – Dora Mittelbau – Bergen-Belsen. Nach der Befreiung Heimkehr ohne Heim, Versuche zu leben in Köln, Antwerpen, Paris, London, zuletzt und für immer in Brüssel. Zehn Jahre Arbeit und Geldarbeit als Publizist, ihm gelingen bedeutende Inventuren der Zeit, dann die großen Essays, Resonanz und Mitsprache in der deutschen Öffentlichkeit. Zuletzt zwei Romane, die für die Deutschen zwangsläufig weniger wichtig wurden, von der Kritik nicht bejaht, man war von ihm den ganz großen Essay gewohnt und warf ihm vor, nicht erzählen zu können. Die Biographin folgt ihm mit großem Verständnis an diese verschattete Stelle. Sie läßt sich nicht entmutigen. Wo den Büchern die lebendige Resonanz fehlte, steht sie auf und ruft, daß diese Oiseaux de Malheur, heruntergefallen, nicht im Schatten liegen bleiben, sondern fliegen sollen. Es sind komplizierte und komplexe Versuche, Erzählung und Essay zu vereinen, die

eigenen Anfänge wieder aufzunehmen und in die Dichtung zu bringen. Aber wer könnte die Dichtung wollen. Die Ablehnung dieser Bücher, von denen er für sich selbst Erlösung erhoffte, trug dazu bei, den Freitod verfrüht in Betracht zu ziehen.

Irène Heidelberger schreibt, und spricht dabei von sich selbst: „Die Realität des Exils ist in Wahrheit allen Gerüchten von bereicherndem Kosmopolitismus zum Trotz ein elendiger Zustand. Amérys These lautet so einfach wie überzeugend: Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben. Und wenn man keine mehr hat, weil man aus ihr verjagt worden ist, hat man sie umso nötiger. Was bedeutet Heimat nämlich? Auf ihren Grundgehalt reduziert bedeutet sie Sicherheit. Und Sicherheit ist nur da gegeben, wo man die Signale kennt und erkennt. Wo das Vertrauen so gründlich gebrochen wurde, da wird man zum Verlorenen.“

Jean Améry hat nicht *über* Schoah geschrieben, und Irène Heidelberger nicht *über* Jean Améry. Denn Schreiben *über* Schoah, das können beide nicht. Wer schreibt *über* Schoah? Das Entsetzen kann nicht zum Thema werden, weil Schoah nicht zum Thema werden, das heißt: zum bloßen Thema herunterkommen kann. Schoah bleibt außerhalb alles Thematischen. Und es ist erstaunlich, daß Jean Améry nicht zum Wiederkäuer wurde. Wer diesen Abgrund überlebte, wird – ich erfuhr es immer wieder – zum Wiederkäuer des Entsetzens und des eigenen Überlebens.

Ein Mensch, der mit seiner Epoche in Konflikt gerät, auf defensive oder offensive Weise (auf Jean Améry trifft beides zu), wird zum ‚Fall‘. Im Zusammenstoß

wird der Einzelne und seine Zeit mit ihrem Personal auf jeweils einzigartige Weise erkennbar. Charles Baudelaire bezeichnete solche Menschen in der Kunst als *hommes singuliers*. Einzigartige Menschen also, die durch ihr Beispiel, ihr Werk oder beides etwas Entscheidendes weiter und weit voraus bringen. Dieser *homme singulier* war Jean Améry. Die Biographie ist eine *écriture singulière*, ein Hauptbuch und ein Fundamentbuch. Es zeigt einmal mehr, daß die Zeit Jean Amérys nicht vergangen ist. Sie hört nicht auf, die heute und morgen Lebenden zu beuteln. Schoah ist das Bleibende, das die Deutschen in der Geschichte gestiftet haben.

Es ist unglaublich, daß Jean Améry, der in der französischen Sprache, Philosophie, Literatur und in Brüssel lebte, mehr französisch als deutsch sprach und las, zu Lebzeiten nicht ins Französische übersetzt wurde, in Frankreich unbekannt blieb, das Menschenrecht literarischer Mitsprache dort, wo er sie so sehr wünschte, nicht besaß. In die großartige Phalanx derer, die in beiden Ländern und Sprachen lebten, atmeten, schrieben, gehört Jean Améry wie René Schickele und Manès Sperber, Robert Minder, Annette Kolb, Paul Celan, Josef Breitbach und Alfred Döblin, der in der Nachkriegszeit als französischer Kulturoffizier nach Baden-Baden zurückkam. Zu ihnen gehört Irène Heidelberger. Sie ist in der Emigration bei Toulouse geboren, kurz vor der Befreiung, in notwendiger Unsichtbarkeit. Ihre erste Sprache war Französisch. Im Alter von sechs Jahren kam sie mit ihrer Mutter und zwei Geschwistern nach Deutschland, wo sie die Schulzeit, dreizehn Jahre, verbrachte und nur deutsch sprach. Sie schreibt: „Je

bewußter ich meine Zweisprachigkeit erlebte, desto bewußter wurde mir auch die sprachliche, das heißt existentielle Unsicherheit, die mir daraus erwuchs.“ Später kam das Studium der Germanistik in London und die englische Sprache dazu, in der sie sich zu erlösen erhoffte von dem deutsch-französischen Ballast. Seit 1980 lehrt sie Germanistik an der Université Libre de Bruxelles. „Heute“, schreibt sie, „ist Brüssel für mich die Stadt, wo sich der Alltag stündlich dreisprachig ereignet, mit dem Deutschen als Schrift- und Lehrsprache, dem Englischen als Sprache in der Familie und dem Französischen für den gesellschaftlichen Umgang.“ Sie hat sich darauf eingelassen, durch die deutsche Literatur nach 1945 zu erfahren, was Schoah war und bleibt, was Judesein darin und danach bedeutet und auf welche Weise dies in deutscher Sprache glaubhaft wird. Sie hat immer wieder zu Jean Améry geschrieben, Essays und Bücher veröffentlicht zu Jurek Becker, Alfred Andersch, W.G. Sebald, Ingeborg Bachmann, Ruth Klüger und Peter Weiß. Sie gibt die Werke Jean Amérys heraus, organisiert Colloquien, geht auf die Podien und bringt zur Sprache.

Ich möchte diesen Zuruf beenden mit einem Satz des großen schwarzen Dichters Aimé Césaire, auch er ein *homme singuliers* des zwanzigsten Jahrhunderts, also einer, der mit seiner Sache, der Dichtung, die Welt weiterbrachte und gleichsam an die richtige Stelle rückte. Er lebt in hohem Alter in Fort de France, Hauptstadt der Insel Martinique, deren Bürgermeister er lange war. Sein dichterisches Werk ist eine Genesis ohne Vergleich, strahlender Rumor und Rebelli-

on für Freiheit und Menschenwürde der Schwarzen. Ich traf ihn im Hafen von Dakar, er wartete wie ich auf ein Schiff, ich ging zu ihm hin. Sein Satz, Zeile eines Gedichts, lautet: „...daß die Arbeit des Menschen erst begonnen hat,“ Der Satz wird in Zukunft immer wahr sein, immer mehr notwendig werden. Er besagt, daß die Einsätze erhöht werden. Man lebt heute in einer Klimaschleuse der Epochen, es stehen weltweit ganz andere, nicht vorstellbare Schauplätze des Unfriedens und der Deformation bevor, ganz andere Abziehbilder vom Menschen werden Realität sein. Was Jean Améry, seine Abgrunderfahrung und seine Sprache dann bedeuten werden, ob sie überhaupt noch vernommen werden im Schreiauf der Lebenden und ihrer Geschichte, steht weit dahin. Jean Améry hat, wie andere, mit einer Arbeit begonnen, die immer wieder beginnt und nicht aufhören kann. Irène Heidelberger folgt dieser Arbeit ihr Leben lang, hält sie fest und setzt sie fort, durchleuchtet und kristallisiert sie, mit Entschiedenheit. Hellsicht und großer Courage. Es wird neue Erkenntnisse zu Jean Améry geben (das Wort Erkenntnis hat seine Aura verloren, es gehört heute den Geheimdiensten mehr als der Philosophie), es wird an ihn und seine Biographin Fragen geben, die andere Antworten zur Folge haben. Diese Biographie aber wird bleiben, was sie heute ist: das Fundamentbuch, Handbuch, vielleicht Nachschlagewerk zu Jean Améry und seiner Zeit. Immer wirklicher werden die zum Paradox zurechtgeschliffenen Sätze: - daß die Arbeit des Menschen erst begonnen hat, - daß die Zukunft die wesentliche Dimension der Existenz des Menschen sei.

www.sls-direkt.de

Fragen Sie nicht nur,
was Sie für den Staat
tun können, sondern
auch, was der Staat
für Sie tut.

Jetzt maximale Zulage vom
Staat sichern mit der
Sparkassen-PrämienRente.



Sparkasse
Langen-Seligenstadt